
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 14. 1892.

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

1. (Nachdruck verboten.)

Ueber der lieblichen Parklandschaft lag der duftige, silberne Glanz eines schönen Sommervormittags. Aus dicht belaubten, tiefgrünen Baumwipfeln emporragend, erhob sich weithin sichtbar der schlanke Thurm eines Schlößchens, dessen Fenster in den Strahlen der Sonne glitzerten und blinkten. Die wunderlich verschnörkelten und mit bildnerischem Schmuck überladenen Formen des nicht sehr umfangreichen Gebäudes verriethen zur Genüge, daß es noch aus einer Zeit stammen müsse, in welcher man sich auch bei architektonischen Schöpfungen mit Vorliebe allerlei bizarren Launen hinzugeben pflegte. Der gegenwärtige Besitzer aber war offenbar kein Freund von altersgrauen Mauern und anderen ehrwürdigen Zeugnissen der Vergangenheit; denn der stattliche Herrensitz prangte in einem so blendend weißen und fleckenlosen äußeren Gewande, als hätten seine Erbauer soeben erst ihr Werk vollendet.

Nur an einem Seitenflügel standen noch die nüchternen Stangen des Gerüstes, auf welchem eine Anzahl von Handwerksleuten beschäftigt war, den großen Reinigungsprozeß an dem alten Hause zum Abschluß zu bringen; und vor dem Hauptportale waren drei unförmige Möbelwagen vorgefahren, aus deren geheimnißvollen Tiefen ein Dutzend keuchender Arbeiter schier unerschöpfliche Schätze an Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen der verschiedensten Art zu Tage förderte.

Ein hochmüthig dreinschauender herrschaftlicher Diener in einer Livree, die viel zu prunkhaft war, um vornehm zu wirken, überwachte die Auspackung und das Hereinschaffen dieser augenscheinlich zumeist sehr kostbaren Dinge. Aber seine unverschämte Miene nahm plötzlich einen sehr demüthigen Ausdruck an, und er wich mit einer tiefen Verbeugung ehrerbietig zur Seite, als die breitschulterige, wohlbeleibte Gestalt eines elegant gekleideten älteren Herrn in der Begleitung zweier jungen Damen aus dem Innern des Hauses trat. Auch die Haltung der Arbeiter ließ keinen Zweifel darüber, daß jener grauhaarige Herr hier der Höchstgebietende sei. Sie lüfteten ihre Mützen und traten bescheiden zurück, um den Herrschaften Raum zu geben.

Der vornehme Herr hatte die unterwürfigen Grüße nicht erwiedert.

„Wie es scheint, hat mir der Spediteur gerade die ungeschicktesten von seinen Leuten gesandt,“ sagte er in einem sehr ungnädigen Ton. „Eine der Marmorfiguren im Speisesaal ist beschädigt, und wenn Sie nicht ermitteln können, Friedrich, welcher Tölpel die Schuld daran trägt, so werde ich Sie selber für den Schaden verantwortlich machen.“

Während er sprach, trat der harte Zug in seinem rothen, wohlgenährten Gesicht noch schärfer hervor. Trotz einer gewissen Regelmäßigkeit der Linien war überhaupt nicht viel Einnehmendes in diesem nach englischer Sitte nur von einem wohlgepflegten, an den Spitzen leicht ergrauenden Backenbart umrahmten Antlitz. Wohl deutete die breite, kräftig herausgebildete Stirn und der Blick der lebhaften grauen Augen auf einen scharfen, durchdringenden Verstand, aber um Mund und Nase hatten sich Furchen eingezeichnet, welche von Herrschsucht und Härte zu sprechen schienen und welche sich in manchen Augenblicken zu einem wahrhaft abstoßenden Ausdruck vertiefen konnten.

Die gescholtenen Arbeiter tauschten mißvergnügte Blicke untereinander aus; aber Keiner von ihnen hatte den Muth, etwas zu erwiedern. Als die Herrschaften ein Dutzend Schritte von ihnen entfernt



Maximilian Schmidt. (S. 107)

waren, wandte sich die größere der beiden jungen Damen an ihren Begleiter.

„War es denn wirklich nothwendig, Papa, einem Aufenthalt von wenigen Monaten zu Liebe alle diese Dinge mitzubringen?“ fragte sie. „Als Du uns im Winter mittheiltest, daß Du das Rittergut Schönheide gekauft habest, erschien es Dir doch als eine besondere Annehmlichkeit, daß das Schloß vollständig eingerichtet sei.“

„Nun ja,“ erwiederte der Gefragte achselzuckend, „eine Einrichtung, wie sie diesen halb verbauerten Landjunkern wohl als der Inbegriff aller Pracht gegolten haben mag! Als ich mir die Sache etwas näher ansah, kam ich doch zu der Erkenntniß, daß ich ohne einige Nachhilfe und Auffrischung gar nicht daran denken könne, hier Gäste zu empfangen.“

„Gäste, Papa? Unsere guten Freunde werden uns doch nicht etwa bis hierher verfolgen?“

„Der Eine oder der Andere wird sich das wohl nicht nehmen lassen, und wie ich Dich kenne, liebe Hertha, wärest Du die Erste, welche einer idyllischen Einsamkeit ohne gesellschaftliche Zerstreuungen bald überdrüssig werden würde. Aber ich denke, mein Kind, es soll Dir daran nicht fehlen. In der Kreisstadt liegen drei Schwadronen Dragoner, und auch unter den jungen Assessoren und Referendaren wird an flotten Tänzern hoffentlich kein Mangel sein — von unseren eigentlichen Gutsnachbarn gar nicht zu reden. Du siehst, daß ich nicht so grausam war, Dich in eine Wüstenei zu schleppen.“

Es war seltsam, einen wie freundlichen, scherzenden Ton der Mann mit dem harten Gesicht und dem gebieterischen Wesen im Gespräch mit seiner Tochter anzuschlagen wußte. Und die junge Dame zeigte nicht einmal ein besonderes Entzücken über die glänzenden Aussichten, welche ihr da eröffnet wurden.

„Die arme Mutter!“ sagte sie. „Schon die Anstrengung der Uebersiedelung haben sie so angegriffen, daß sie mit den heftigsten Kopfschmerzen oben in ihrem Zimmer liegt. Wie schmerzlich wird es sie enttäuschen, wenn sie nun auch erfahren muß, daß sie statt der Erholung und Ruhe, auf die sie hoffte, hier nur eine Fortsetzung unseres gewohnten Lebens finden soll.“

Die Erwähnung seiner Gattin schien dem Schloßherrn nicht eben angenehm zu sein. Er zog die Brauen zusammen und spielte ungeduldig mit seiner Uhrkette. Als wäre ihm diese Einwendung gar keiner Antwort werth, meinte er, auf etwas Anderes überspringend: „Ihr wollt einen Spaziergang machen? Soll ich nicht lieber anspannen lassen?“

„Nein! Helene und ich — wir wollen auf Abenteuer ausgehen, Papa!“

„Das ist ein bedenkliches Unterfangen, Kind. Ich selber kann euch nicht begleiten, wenn ich nicht will, daß diese Tölpel mir Alles in Stücke schlagen; aber ich werde Friedrich beauftragen, euch zu folgen.“

„Um's Himmels willen nicht!“ lehnte Hertha mit einem sehr energischen Kopfschütteln ab. „Ich liebe es nicht, einen Bedienten hinter mir zu haben, am wenigsten, wenn er eine in allen Regenbogenfarben schillernde Livree trägt, wie Du sie da neuerdings für Friedrich erfunden hast. Schönheide liegt ja auch nicht in den böhmischen Wäldern.“

Der Mann mit den strengen Zügen, der sonst sicherlich sehr wenig an Widerspruch gewöhnt war, beruhigte sich ohne Weiteres bei dieser kurzen Zurückweisung.

„So bleibt wenigstens innerhalb des Parkes,“ bat er nur noch, indem er sich zugleich nach dem Portal des Schlosses zurückwandte. „Er ist groß genug, um für heute eure Wißbegierde zu befriedigen.“

Als die beiden jungen Damen von der beschatteten Terrasse herab in den hellen Sonnenschein traten, offenbarte sich die Verschiedenheit in ihrer äußeren Erscheinung noch auffallender als zuvor. Die vollständige Gleichheit ihrer sommerlich hellen Kleidung, welche sich bis auf eine genaue Uebereinstimmung selbst der kleinsten Bänder und Schleifen erstreckte, trug nur dazu bei, das Gegensätzliche ihres Aussehens noch mehr hervorzuheben, und es war so wenig Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß man nicht für einen einzigen Augenblick zu der Annahme gelangen konnte, Schwestern vor sich zu haben.

Hertha war unzweifelhaft die Schönere von Beiden. Auf ihrem ebenmäßigen Körper und dem schlanken weißen Halse ruhte ein edel gebildetes Haupt, das schon um des beinahe überreichen Schmuckes seines schimmernden, goldblonden Haares willen unter hundert Anderen hätte hervorstechen müssen. Die Züge ihres Antlitzes waren von tadelloser Regelmäßigkeit, und wenn ihre Schönheit trotzdem nicht ohne jeden Mangel war, so hatte man denselben lediglich in einer gewissen hochmüthigen Kälte und stolzen Herbheit zu suchen, welche den feinen Zügen eine merkliche Aehnlichkeit mit denen des Vaters gab.

Neben dem blendenden Glanz dieser jugendfrischen und lebensprühenden Schönheit mußte auf den ersten Blick die bescheidene Anmuth ihrer Gefährtin weit zurücktreten.

Schon der Umstand, daß die Farben des Anzuges, die mit Hertha's goldigem Haar auf das Trefflichste harmonirten, zu Helenens dunkeln Flechten viel weniger stimmen wollten, und daß für ihre zierliche, elfenhafte Figur ein anderer Schnitt sicherlich vortheilhafter gewesen wäre, wirkte nicht zu ihren Gunsten; und dazu kam eine Gedrücktheit und Scheu in Haltung und Bewegungen, welche sie einem flüchtigen Beobachter wohl beinahe linkisch erscheinen lassen mochte.

Wer sich indessen die Mühe genommen hätte, sie schärfer und länger zu betrachten, der würde doch wohl entdeckt haben, daß ihr schmales Gesichtchen mit seiner reinen, elfenbeinweißen Hautfarbe, seinen kinderhaft keuschen, rosigen Lippen und seinen zart gerundeten Wangen nicht ohne eigenthümliche Schönheit sei. Und die Augen, die sich fast beständig hinter den halb gesenkten, lang bewimperten Lidern verbargen, wirkten, wenn sie einmal voll aufgeschlagen wurden, geradezu überraschend durch ihren wundersamen feuchten Glanz und durch ihre räthselhafte Tiefe.

Beide Mädchen waren wohl gleichalterig und hatten das zwanzigste Lebenjahr sicherlich noch nicht erreicht; aber während Hertha kaum um ein Geringes von der vollen Entfaltung ihrer stolzen Reize entfernt war, hatte Helenens gesammte Erscheinung etwas Kindliches und Knospenhaftes, das sehr lieblich gewesen wäre, wenn nicht die Nähe der glänzenderen Gefährtin eine unbefangene Würdigung fast unmöglich gemacht hätte.

Auf's Gerathewohl hatten die beiden Damen einen der in den Park führenden Wege eingeschlagen. Als sie wenige hundert Schritte weit gegangen waren, blieb Hertha plötzlich aufhorchend stehen.

„War das nicht der Hufschlag eines Pferdes?“ fragte sie. „Vielleicht ist es schon einer von den Dragonern, auf welche der Vater so große Hoffnungen zu setzen scheint.“

Ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht, denn auf dem breiten Wege, welcher hart vor ihnen ihren Pfad durchkreuzte, tauchte jetzt ein Reiter auf einem ausnehmend schweren und wohlgenährten Braunen auf. Ein Offizier war es nun freilich nicht, und sein Aussehen war überhaupt kaum dasjenige eines Kavaliers, obwohl er einen eleganten Reitanzug mit hohen Lackstiefeln trug, und obwohl sein Pferd mit sehr auffallendem, hellfarbigem Lederzeug aufgezäumt war. Seine vierschrötige, stiernackige Gestalt saß mit jener plumpen Festigkeit im Sattel, wie sie den Bauern, die sich selbst im Reiten unterrichtet haben, eigenthümlich zu sein pflegt, und seine großen Hände sahen in den wildledernen Handschuhen nur noch größer und unförmlicher aus.

Aber er war wohl schon früher auf die hell durch das Laubwerk schimmernden Gewänder der Damen aufmerksam geworden, denn als sein Oberkörper über den Hecken sichtbar wurde, hatte er auch schon höflich grüßend den Hut in der Hand.

„Welch' ein unerwartetes Glück! Ich habe die Ehre, Sie auf dem Lande willkommen zu heißen, meine Damen!“ rief er ihnen zu, und seine Stimme klang heiser wie diejenige eines ausgedienten Auktionators. „Nun weiß ich doch, warum wir heute den ersten sonnigen Tag nach all' dem Regen haben! Auch der Himmel mußte wohl seine heiterste Miene annehmen, um so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit angemessen zu begrüßen.“

In der Art, wie er diese Schmeichelei vorbrachte, war etwas, das den Verdacht erwecken mußte, er habe sich trotz seiner geheuchelten Ueberraschung auf dieselbe vorbereitet, und die Wirkung, welche er auf seine Zuhörerinnen hervorbrachte, war denn auch augenscheinlich keine bedeutende.

„Ah, schon wieder dieser widerwärtige Herr Kreuzkamp!“ sagte Hertha mit einem geringschätzigen Aufwerfen der Oberlippe halblaut zu Helene. Sie erwiederte seinen unterthänigen Gruß nur mit einem kaum merklichen Neigen der Hauptes, und in ihren stolzen Mienen war es recht deutlich zu lesen, wie gering die Freude sei, welche sie über die Begegnung empfand. Auch Helene beschränkte sich auf einen stummen Gruß, und es hatte fast den Anschein, als wolle sie sich schüchtern hinter ihre Begleiterin zurückziehen.

Der Reiter aber, der jetzt unmittelbar vor ihnen sein Pferd parirt hatte, ließ sich durch das Schweigen der Damen nicht im Mindesten beirren. Mit einer süßlichen Liebenswürdigkeit, die in seinem bäuerischen Munde wenig Angenehmes hatte, fuhr er fort: „Ich wußte nicht einmal genau, ob die verehrten Herrschaften bereits angekommen seien; aber ich ließ mir's darum nicht nehmen, herüber zu reiten, denn als nächster Nachbar mußte ich doch wohl der Erste sein, meinen verehrten Freund Ambrecht auf seiner neuen Besitzung zu begrüßen. Hoffentlich finde ich ihn im Herrenhause.“

Hertha hatte sich niedergebeugt, um ein vereinzeltes Vergißmeinnicht zu pflücken, das sie zu ihren Füßen erblickt hatte, und Herr Kreuzkamp würde wohl noch immer ohne eine Antwort geblieben sein, wenn nicht Helene nach einigem Zaudern mit merklicher Schüchternheit erwiedert hätte: „Der Onkel ist eben mit der Aufstellung der mitgebrachten Kunstgegenstände beschäftigt. Er hat da eine große Arbeitslast auf sich genommen.“

„Und ich komme ihm vielleicht nicht einmal gelegen! Darf ich fragen, wohin die Damen ihre Schritte zu richten gedenken?“

„Wir haben kein bestimmtes Ziel. Meine Base wünscht die Umgebung des Schlosses kennen zu lernen.“

„O, dann müssen Sie mir gestatten, Ihren Führer zu machen,“ fiel er eifrig ein. „Ich kenne hier in meilenweitem Umkreise Weg und Steg; Niemand kann Ihnen bessere Erklärungen geben als ich. Und Sie werden es mir nicht abschlagen, nicht wahr?“

Er hatte sich während des kurzen Gesprächs ausschließlich an Helene gewendet, und in sichtlicher Verlegenheit blickte diese auf Hertha.

Aber die schöne Tochter des Schloßherrn beschäftigte sich mit so kühler Gleichgiltigkeit mit ihrem bescheidenen Blumenfund, als habe sie von dem ritterlichen Anerbieten des Herrn Kreuzkamp gar nichts vernommen. Die peinliche Ungewißheit, wie sie sich zu verhalten habe, trieb Helenen das Blut in die Wangen.

„Sie sind in der That sehr freundlich," stammelte sie in heller Verwirrung, „aber das Opfer, welches Sie uns da bringen wollen, ist wohl zu groß, als daß wir es annehmen könnten."

Mit einer unwilligen Bewegung warf Hertha das Vergißmeinnicht zu Boden. Kreuzkamp aber hatte seine kleinen, verkniffenen Aeuglein so unverwandt auf Helene gerichtet, daß er von diesem unzweideutigen Zeichen des Mißfallens durchaus nichts bemerkte.

„Ein Opfer?" rief er aus. „Nennen Sie es vielmehr ein unverhofftes und unverdientes Glück!" Aber das Pferd würde uns natürlich lästig werden. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß übergebe ich es drüben beim Schlosse dem ersten besten dienstbaren Geist, der mir in den Wurf kommt, und fliege dann mit Windeseile zu Ihnen zurück. Sehen Sie dort den Wipfel der alten Linde, der so hoch über seine Umgebung emporragt? Dort, wenn es Ihnen genehm ist, werden wir uns wiederfinden, und Sie sollen nicht fünf Minuten lang auf mich zu warten haben."

Da ihm keine der beiden Damen widersprach, mochte er seinen Vorschlag wohl als angenommen betrachten. Er verzog sein breites, starkknochiges Gesicht noch einmal zu einer Grimasse, die wohl ein artiges Lächeln darstellen sollte, und schwenkte grüßend den Hut, ehe er denselben wieder auf seinen eckigen, nur noch zum kleinsten Theil mit dünnem, sandgelbem Haarwuchs bedeckten Schädel stülpte. Dann setzte ein Ruck an den Zügeln und ein Peitschenhieb den schwerfälligen Braunen in einen kurzen Trab, und Roß und Reiter verschwanden in der Richtung nach dem Schlosse.

Jetzt fand auch Hertha ihre Sprache wieder.

„Welch' ein schüchternes Gänschen Du doch noch immer bist!" sagte sie halb ärgerlich und halb belustigt. „Ich glaube gar, Du könntest Dich aus lauter Bescheidenheit wirklich dazu verstehen, einen Spaziergang in der Gesellschaft dieses abscheulichen Menschen zu machen."

Helene senkte das Köpfchen wie ein gescholtenes Kind.

„Aber was sollte ich denn thun, da Du so beharrlich schwiegst? Sein Anerbieten war gewiß gut gemeint, und er hätte eine Zurückweisung wie eine Beleidigung empfinden müssen."

„Was hätte daran gelegen?" meinte Hertha wegwerfend. „Einem so aufdringlichen Gesellen gegenüber ist jede Rücksichtsnahme vom Uebel."

„Er ist des Onkels Freund, Hertha, und —"

„Ach was — sein Geschäftsfreund, wenn es hoch kommt, und ich habe dem ausgezeichneten Herrn schon drinnen in der Stadt, wenn er uns seines Besuches würdigte, ziemlich deutlich gezeigt, daß ich mich nicht im Mindesten um die Geschäfte meines Vaters und um seine Geschäftsfreunde kümmere. Und wie ich denke, besteht eine Verpflichtung dazu für Dich noch viel weniger, es sei denn" — und dabei neigte sie mit einem neckischen Lächeln, das ihre stolzen Züge anmuthig verschönte, das schimmernde blonde Haupt zu der kleineren Gefährtin herab — „es sei denn, daß Kreuzkamp's augenfällige Bemühungen, Dir den Hof zu machen, nicht ohne Eindruck auf Dein empfindsames Herzchen geblieben sind."

Helene erröthete wieder, obwohl sie kaum zweifeln konnte, daß Hertha's Worte nur scherzhaft gemeint seien.

„Wie Du wieder sprichst, Hertha! Er ist ein reicher Mann, der sicherlich nicht daran denkt, sich um eine mittellose Waise zu bemühen, und ich hätte um so mehr Veranlassung, ihm für die Freundlichkeit, die er immer gegen mich an den Tag legt, dankbar zu sein. Aber wie kindisch es auch sein mag, und wie oft ich selbst mich deshalb gescholten habe: ich fürchte mich vor ihm, wie ich mich noch nie vor einem Menschen gefürchtet habe. Es ist bei all' seiner Zuvorkommenheit etwas in seinem Wesen, das mich abstößt und ängstigt, und ich möchte am liebsten davonlaufen, sobald ich seiner nur ansichtig werde."

„Nun, so thue es doch, Du Närrchen! Aus Rücksicht für meinen Vater brauchst Du diesem Herrn Kreuzkamp wahrhaftig keine freundliche Miene zu erheucheln. Und ich möchte Dir außerdem bei dieser Gelegenheit den guten Rath geben, mein Schatz, dem Vater gegenüber etwas selbstständiger und weniger zaghaft aufzutreten. Es läßt sich nun einmal am besten mit ihm auskommen, wenn man sich durch sein gebieterisches Wesen nicht einschüchtern läßt, und ihm hier und da durch einen ebenso festen Willen zu imponiren weiß, als es der seinige ist. Ich wünschte von Herzen, auch meine arme Mutter hätte das zur rechten Zeit erkannt."

Helene antwortete nicht, aber ein wehmüthiger Zug auf ihrem Gesicht verrieth, daß sie sich für ihre eigene Person von Hertha's Rezept nicht eben viel versprach.

Sie waren während des Plauderns langsam weiter gegangen, und Hertha hatte mit Bedacht nicht den Weg nach der hohen Linde, sondern die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Nun sahen sie in geringer Entfernung vor sich die neu getünchte Parkmauer schneeweiß durch die Zweige schimmern.

„Wir müssen uns vor den Späheraugen unseres gemeinschaftlichen Freundes in Sicherheit bringen," lachte Hertha übermüthig. „Es ist mir ein wahres Vergnügen, daran zu denken, daß er nun den ganzen Park absuchen wird, um uns zu finden. Hoffentlich hat jene Mauer dort auch eine Thür, damit wir sehen können, wie dahinter die Welt beschaffen ist."

Sie mußten ein paar hundert Schritte weit an der steinernen Umfriedigung dahingehen, bevor sie auf ein eisernes Gitterthor stießen, das zu Hertha's Genugthuung nur von innen verriegelt war. Was sie vor sich erblickten, war freilich nur mäßig verlockend, denn die Gegend, die sie weithin überschauten, trug den Charakter eines sumpfigen Flachlandes, in welchem der ausgedehnte Park von Schönheide jedenfalls das lieblichste Fleckchen darstellte.

„Felder, Wiesen und Moor — eine reizende Abwechslung!" sagte Hertha mit einem Seufzer. „Aber dahinten neben der einsamen Baumgruppe ragt etwas wie ein Kirchthurm empor. Vielleicht gibt es da ein Dorf, in welchem wir das Landleben gleich von seiner anmuthigsten Seite kennen lernen können. Meiner Schätzung nach kann es nicht weiter sein als eine halbe Stunde."

„Und Herr Kreuzkamp?" wagte Helene schüchtern einzuwenden. „Willst Du ihn denn wirklich im Stich lassen?"

„Gewiß! Aber ich entbinde Dich von der Verpflichtung, mich zu begleiten, wenn Du Neigung verspüren solltest, zu der alten Linde zurückzukehren."

„Nein! Nein! Ich könnte doch unmöglich mit ihm allein bleiben."

„So komm, Du Hase! Ich bin neugierig, ob unser eleganter Gutsnachbar seine lackirten Stulpstiefel daran wagen wird, uns auf diesem himmlischen Wege zu verfolgen."

In der That verdiente dieser Weg jede andere Bezeichnung eher, als das hochklingende Eigenschaftswort, welches ihm Hertha spottend beigelegt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Maximilian Schmidt.

(Mit Porträt auf Seite 105.)

Der bekannte Erzähler bayrischer Dorfgeschichten, Maximilian Schmidt, dessen Bildniß wir auf S. 105 bringen, ist am 25. Februar 1832 zu Eschlkam im bayrischen Walde geboren. Er trat 1850 in die bayrische Armee ein und wurde 1866 zum Hauptmann befördert, mußte aber wegen seiner, durch die Strapazen des deutsch-französischen Krieges erschütterten Gesundheit 1872 seinen Abschied nehmen. Die also gewonnene unfreiwillige Muße benutzte Schmidt, indem er sich in seinem Wohnorte München ganz einer regen schriftstellerischen Thätigkeit hingab; dort lebt er auch jetzt noch mit dem Titel eines Hofraths. Außer einigen Bühnenstücken hat er eine Reihe von Romanen verfaßt, in denen er Land und Leute seiner oberbayrischen Heimath mit frischen Farben schildert, und denen daher auch ein kulturgeschichtlicher Werth innewohnt. Noch als Offizier hatte er vier Bände „Volkserzählungen aus dem bayrischen Wald" erscheinen lassen. Seinen Ruf als Schriftsteller begründeten die Hochlandsgeschichten, von denen wir hier nur: „Das zehnte Gebot", „Der Schutzgeist von Oberammergau", „'s Austragstüberl", „Der Georgithaler", „Der Bernhardsritt", „Der Schützenkönig" u. s. w. hervorheben.

Im Affenhause.

(Mit Bild auf Seite 108.)

Unsere Thiergärten füllen ihre Affenhäuser durchweg mit den verschiedenen Gattungen der Baumaffen, besonders mit Daumenaffen, so genannt, weil bei ihnen der Daumen voll entwickelt ist und in menschlicher Weise gebraucht wird, während er bei den Stammelaffen entweder ganz fehlt oder zu einem unnützen Anhängsel verkümmert ist. Von den letzteren kommt am häufigsten zu uns der abessinische Babuin oder gemeine Hundspavian. Wenn sich Exemplare dieser verschiedenen Gattungen in einem Affenhause vereinigt finden, so leben sie, von kleinen Neckereien und Eifersüchteleien abgesehen, einträchtig zusammen und belustigen die Beschauer durch ihre Gewandheit und die Lebhaftigkeit ihres Temperaments. Unser Bild auf S. 108 zeigt uns die Bewohner eines solchen Affenhauses mehr in beschaulicher Ruhe. Besonders ergötzlich sind die drei auf dem Baumast und der vorn rechts hockende kleine Hundspavian, der vor Erstaunen über den Anblick eines Gürtelthiers, das man zu den Affen in den Käfig gesetzt hat, ganz außer sich zu sein scheint.

Die Einnahme der Akropolis von Athen durch die Perser.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Nachdem der Perserkönig Xerxes I. im Frühjahre 480 v. Chr. mit seinem ungeheuren Heer den Durchzug durch die Thermopylen erzwungen hatte, drang er, da die Bewohner Attika's geflüchtet waren, ungehindert bis Athen vor. Die Thore der Stadt waren offen, und kein Widerstand stellte sich den Persern entgegen. Nur die Akropolis mit den Heiligthümern war noch besetzt von den Athenern, welche alle Zugänge mit Balken und Bohlen verrammelt hatten. Die Perser mußten eine regelrechte Belagerung beginnen, die aber lange vergeblich blieb. Da erstieg eine Schaar von ihnen heimlich die Akropolis an ihrer steilsten und deshalb unbewachten Stelle beim Heiligthum des Aglauros (siehe unser Bild auf S. 109), fiel den Athenern in den Rücken und öffnete den anderen Persern die Thore. Nun wurden die Vertheidiger sämmtlich niedergemacht, die Häuser und Tempel verbrannt und alle Kunstschätze vernichtet. Ganz Attika war den Verheerungen der Perser preisgegeben, bis diese durch den Seesieg der Griechen bei Salamis am 20. September 480 aus Griechenland vertrieben wurden.

Das Wrack an der Manitulin-Insel.

Erzählung von **F. Meister.**

1. (Nachdruck verboten.)

Kapitän Beresford Pierpoint war ein Mann, wie man ihn nimmermehr hinter dem roh gezimmerten Ladentisch der kleinen Spar- und Depositenbank zu Aylmers-Point im Staate Colorado gesucht hätte. Die Biederkeit und Offenheit seines Wesens, seine eiserne Rechtschaffenheit und die Feinheit seiner Umgangsformen hatten ihm unter diesem Abschaum der Civilisation das Vertrauen und die Hochachtung Aller erworben; man glaubte an seine unverbrüchliche Rechtschaffenheit, und das war etwas, dessen kein Zweiter in dem ganzen Orte sich rühmen konnte.

Auch in seiner äußeren Haltung war Kapitän Pierpoint ein Bild männlicher Würde und zuverlässiger Charakterfestigkeit; er hatte sogar eine gewisse militärische Strammheit in seinen Manieren, die durch den Titel, den er führte, hinreichend gerechtfertigt zu werden schien. Allein er war nicht der Mann, der sich mit unrechtmäßigen Federn geschmückt hätte; frei und offen erklärte er, daß er den Rang eines Kapitäns nicht, wie es sich in Aylmers-Point herumgesprochen hatte, im Gardekorps der englischen Armee, sondern in seinem früheren Berufe als Schiffer und Führer von Getreidefahrzeugen auf dem oberen See erworben habe.

Wenn Jemand in Aylmers-Point ein Bankgeschäft mit allen modernen Sicherheitsvorkehrungen, mit einem eisernen Kassengewölbe, mit elektrischen Alarmsignalen und einer ostensiblen Schaustellung von Schuß- und sonstigen Waffen errichtet hätte, so ist kaum daran zu zweifeln, daß dasselbe bereits im Laufe der ersten Woche erbrochen und ausgeraubt worden wäre. Als aber ein ruhiger, braver, einfacher Mann, wie der Kapitän Beresford Pierpoint, sich in ihrer Mitte niederließ und durch sein biederes Wesen und seine Rechtschaffenheit ihr Vertrauen



Im Affenhause. (S. 107)

gewann, da regte sich kaum in dem Kopfe des Schlimmsten unter diesen Wildlingen die Idee, daß man den Kapitän vielleicht einmal berauben könne In der That betrachtete die ganze Ortschaft den Geldschrank des Kapitäns als „unsere Bank", und stillschweigend kam man überein, die Bank als ein geheiligtes, unantastbares Ding anzusehen; die Gewährleistung für diese Abmachung übernahmen wiederum sämmtliche Insassen der Ortschaft, also eine Schaar von mindestens dreihundert einander mißtrauisch überwachenden, mit Messern und Revolvern bewaffneten Abenteurern.

Allein selbst in dieser Genossenschaft gab es noch Abstufungen in der allgemeinen Gewissenlosigkeit. Hiram Coffin und Peter Morris, zwei der jüngst Zugezogenen, beschlossen in einer bösen Stunde, Kapitän Pierpont's Bank zu berauben.

Am Tage vor der Nacht, welche die beiden Spießgesellen als die geeignetste festgesetzt hatten, befand Kapitän Pierpoint sich in ungewöhnlich heiterer Stimmung. Peter Morris, welcher sich im Laufe des Vormittags in der Bank einstellte, um die Ortsgelegenheit auszukundschaften, und als Vorwand ein Säckchen mit Silber, im Werthe von einigen Dollars, als Depositum aufgab, war von der Liebenswürdigkeit des Kapitäns ganz gerührt. Derselbe wog das Silber mit treuherzig freundlichem Lächeln ab, gab dem Eigenthümer eine Bescheinigung über die Einlieferung und lud denselben darauf sogar ein, mit ihm in sein Privatgemach zu kommen, welches zugleich als Küche, Schlafraum und Empfangszimmer diente. Hier bot er Peter ein Glas Rum an, öffnete dann vor dessen Augen den eisernen Schrank, der mit Werthpapieren vollgestopft erschien, stellte das Säckchen mit Silber in ein besonderes Fach, schloß den Schrank wieder zu und steckte den Schlüssel in seine Westentasche. „Der Dummkopf liefert sich selber in unsere Hände," sagte Peter zu sich selber, als der Kapitän für sich und seinen Gast ein zweites Glas Rum einschenkte.

Und in der darauffolgenden Nacht, als ganz Aylmers-Point im Schlummer lag, erhoben



Die Einnahme der Akropolis von Athen durch die Perser. (S. 107)

sich zwei Männer von ihrem Lager, traten geräuschlos aus ihrer Hütte und schlichem dem hölzernen Bankgebäude zu. Außerhalb des Ortes bei den Gruben standen, an einen Baum gebunden, zwei mit großen mexikanischen Satteltaschen behängte Pferde. Es war zwei Uhr Morgens; eine halbe Stunde später hofften Hiram und Peter nicht nur im Besitz von Kapitän Pierpoint's Werthpapieren, sondern auch schon auf dem Weg zur nächsten Station der Pacific-Eisenbahn zu sein. Sie tasteten sich zur Thür der Bank und begannen mit ihren Dietrichen in dem kunstlosen Schloß derselben herumzuarbeiten. Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen fanden sie die Thüre unverschlossen, des Kapitäns Bett unberührt, und als Peter das Schloß des Geldschrankes einer genauen Besichtigung unterwarf, erwies sich auch dieses als offen und der Geldschrank als — leer.

„Wie kann das zugehen, Peter? Wie erklärst Du Dir das?" fragte Hiram mit unterdrückter, erregter Stimme.

Peter aber unterdrückte seine Stimme nun nicht mehr; die Sachlage war ihm mit einem Male vollständig klar geworden, und so rief er laut und unter fürchterlichem Fluchen: „Der Kapitän ist durchgegangen! Und nicht einen rothen Pfennig hat er liegen lassen, der schmutzige Geizhals! Sogar das bischen Silber, das ich ihm heute Morgen hergebracht habe, sogar das hat er mitgenommen, der elende Gauner!"

Hiram stand wie angedonnert. Eine solche niederträchtige Verrätherei hätte er sich im Leben nicht träumen lassen, sie überstieg alle seine Begriffe. Er stierte stumpfsinnig in den leeren Schrank hinein und flüsterte dann noch einmal seinem Gefährten zu: „Vielleicht hat er Wind gekriegt und ist mit dem Gelde nach der Hütte eines Andern geflüchtet. Und wenn sie nun kommen und uns hier abfassen, dann kann's uns schlecht gehen, Peter!"

Der Andere aber entgegnete laut und grob: „Gräme Du Dich nur nicht mehr um das Geld! Der Kapitän ist ausgerissen und das Silber und die Papiere leisten ihm Gesellschaft. Was wir nun zu thun haben, ist, die Jungen zu wecken, und dann heißt's aufgesessen und hinterher wie ein geölter Blitz!" Er schleuderte seine Nachschlüssel in die Agavenhecke, die sich an der einen Seite des Bankgebäudes entlang zog, und rannte dann den mit weißlichem Staub bedeckten Weg hinunter, zu dessen Seite die Blockhütten der Miner standen und den man stolz die Hauptstraße von Aylmers-Point zu nennen gewohnt war. Dabei stieß er ein so lautes, gellendes Geheul aus, daß die Schläfer in den Hütten erwachten.

Die Aufregung war ungeheuer, als die Männer erfuhren, was geschehen war, und kurze Zeit darauf raste eine wilde Schaar rachedürstender Miner über die weite, baumlose Ebene in der Richtung der nächsten Eisenbahnstation dahin. Als aber die Reiterschaar in dem fahlen Schimmer des ersten Morgenlichtes vor dem hölzernen, weißgetünchten Stationsgebäude anlangte und den Beamten daselbst fragte, ob ein Mann von dem Aeußeren des Kapitäns mit dem um 4 Uhr 30 Minuten fälligen Zuge der Pacificbahn ostwärts gefahren sei, versicherte dieser hoch und theuer, daß während der ganzen Nacht überhaupt kein Mensch bei ihm eine Fahrkarte gekauft habe. Der größeren Vorsicht halber fuhren zwei der Miner mit dem nächsten Zuge nach St. Louis, ohne daß es ihnen gelang, daselbst eine Spur des Kapitäns zu entdecken.

Der frühere „Direktor der Spar- und Depositenkasse" von Aylmers-Point war nämlich in der ganz entgegengesetzten Richtung davongeritten, nach der viel entfernter gelegenen Station Cheyenne; hier hatte er den westwärts gehenden Zug bestiegen, der ihn nach San Francisco bringen sollte, von wo er sich dann über Panama und die Isthmusbahn nach New-York auf den Weg zu machen gedachte.

Als die Bewohner von Aylmers-Point eingesehen hatten, daß sie vollständig und nach allen Seiten über's Ohr gehauen worden waren, gelobten sie sich in aller Form, nunmehr die Rache planmäßig in's Werk zu setzen; sie erwählten aus ihrer Mitte zwei Männer, denen man die Vollstreckung des Gelübdes übertrug; die zur Ausführung nöthigen Mittel wurden durch freiwillige Beiträge zusammengebracht. Die Erlesenen waren Peter und Hiram, die über den Vorfall mehr sittliche Entrüstung an den Tag gelegt hatten, als alle Uebrigen zusammen genommen. Man beauftragte sie, den Spuren des Kapitäns zu folgen, und dem Verräther, wo immer sie seiner auch habhaft werden mochten, ohne weitere Umstände das Lebenslicht auszublasen.

2.

Die besten Kreise des Städtchens Sarnia am kanadischen Ufer des Huronsee's waren längst darin übereingekommen, daß der Kapitän Beresford einer der schätzbarsten Mitbürger sei. Man wußte, daß er draußen irgendwo im Westen durch den Bergbau ein hübsches Vermögen erworben und sich nun hierher nach Sarnia zurückgezogen hatte, um seinen Besitz durch Spekulationsgeschäfte in Getreide zu erhalten und, wenn das Glück gut wäre, vielleicht auch zu vergrößern.

Allein so sehr die guten Leute von Sarnia den Kapitän Beresford auch hochachteten, mit seinen Handelsunternehmungen schien er kein Glück haben zu sollen. Hatte er eine Ladung des besten Weizens von Chicago nach Buffalo unterwegs, so ging das Fahrzeug unter und seine mit Bauholz beladenen Schiffe geriethen fast regelmäßig im Eriesee auf die Sandbänke. Die Versicherungsgesellschaften jammerten und ließen durchblicken, daß Kapitän Beresford sie betrüge, der aber behauptete klagend, daß keine noch so hohe Versicherungssumme ihn für die Verluste schadlos halten könne, die er durch die Unfähigkeit seiner Leute und durch die Ungunst der Witterung so fortgesetzt zu erleiden habe.

Nun war es sicherlich sehr merkwürdig, daß der Kapitän trotz der ihn so hartnäckig verfolgenden Verluste und ganz im Widerspruch zu seinen Klagen immer reicher und reicher zu werden schien. Er baute sich ein stattliches Haus, schaffte Wagen und Pferde an und begann sogar der liebenswürdigsten und schönsten jungen Dame von Sarnia ernstlich den Hof zu machen. Es dauerte auch gar nicht lange, da konnte dieselbe den glatten Worten und dem stattlichen Aeußeren ihres Anbeters nicht mehr widerstehen; sie heirathete ihn im vollsten Vertrauen, und es konnte damals in ganz Sarnia kein glücklicheres Paar geben, als den Herrn und die Frau Kapitän Beresford.

Einige Monate nach seiner Verheirathung traf der Kapitän Vorkehrungen, eine große, mit Getreide beladene Skau — wie eine besondere Art breiter, flachgehender Fahrzeuge genannt wird — persönlich von Milwaukee nach dem Eriekanal zu bringen. Er ging mit der Skau auch selber nach Milwaukee, ehe aber die Fahrt begann, stieg er hinunter in den Raum, bohrte acht Löcher in den Boden des Fahrzeuges und verstopfte dieselben wieder fest mit Pflöcken, deren jeder oben einen Ring als Handhabe besaß. Die Löcher befanden sich im Mittelgang des Raumes, der immer frei von der Ladung zu bleiben hatte. Der Name der Skau war „Flora".

Die Bemannung solcher Fahrzeuge besteht gewöhnlich nur aus dem Schiffer und zwei Schifferknechten; eine weitere Mannschaft ist überflüssig, da die Fortbewegung vermittelst eines kleinen Schleppers zu geschehen pflegt. In Milwaukee angelangt, entließ der Kapitän die beiden Leute, die er von Sarnia mitgebracht hatte, und erwählte sich aus den am Hafen herumlungernden Müßiggängern zwei andere Helfer. Dieselben, ein paar wilde, verwahrloste Gesellen, schienen eher Holzfäller oder Goldgräber, als Seeleute zu sein; Kapitän Beresford scharfes Auge aber sagte ihm auf den ersten Blick, daß dies die Leute seien, die für seine Zwecke verwendbar waren, und so nahm er sie ohne Zögern und auf der Stelle in seine Dienste. Die neuen Schifferknechte aber hießen Hiram Coffin und Peter Morris.

Es war denselben schwer geworden, die Spur des ehemaligen Direktors der Bank von Aylmers-Point, die bis zu den großen Seen führte, zu verfolgen; jetzt aber hatten sie ihn endlich gefunden, und sie waren bereit, ihren Auftrag auszuführen. Daß der Gesuchte sich jetzt blos mit seinem Vornamen Beresford nannte, hatte sie nicht lange irre zu führen vermocht, sie hatten ihn sofort erkannt. Sie hatten sich verkleidet, so gut sie dies konnten, und glaubten den Kapitän dadurch getäuscht zu haben. Der aber wußte ebenfalls vom ersten Augenblick an, wen er vor sich hatte. „Das dumme einfältige Gesindel!" sagte er zu sich selber mit dem feinen, verächtlichen Hohne, den ein gebildeter Schurke stets vor solchen naturwüchsigen, rohen und niedrigen Verbrechern empfindet. „Aber sie kommen mir gerade recht, da schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe."

Die Skau nahm ihre Ladung ein und machte sich sodann langsam, einen Schleppdampfer vor dem Buge, daran, den Hafen von Milwaukee zu verlassen. Sie hatte soeben die Werft passirt und befand sich mitten in dem geschäftigen Getriebe des großen, verkehrsreichen Hafens, als der Kapitän ruhig seinen Revolver zog und sich an die Luke stellte.

„Peter und Hiram," sagte er zu seinen beiden Schiffsknechten, „ehe wir in's freie Wasser kommen, habe ich mit euch eine Kleinigkeit zu besprechen."

Wenn er ohne weitere Vorrede die Waffe gegen die Spießgesellen entladen hätte, so hätten dieselben dadurch nicht ärger erschreckt und in Furcht gesetzt werden können, als durch diese Worte. Ihre erste Bewegung war nach ihren eigenen Revolvern, dann aber wurde ihnen klar, daß der Kapitän die Vorhand hatte, und daß es nicht rathsam war, demselben schon hier, gewissermaßen vor den Augen von ganz Milwaukee, zu Leibe zu gehen.

„Hört mir zu, Leute," fuhr er, den Finger am Abzuge und die Blicke fest auf die Gesichter der Beiden gerichtet, mit ruhiger Stimme fort. „Wir Drei verstehen einander vollkommen. Ich bin Kapitän Pierpoint und ihr seid heute hier an Bord gekommen, um mir während der Reise den Hals abzuschneiden. Ich erkannte euch auf der Stelle, noch ehe ich euch miethete, und in Milwaukee habe ich den Bescheid zurückgelassen, daß ihr Beide mir übel gesonnen wäret; wenn mir also auf der Fahrt etwas zustößt, so weiß man, an wen man sich zu halten hat. Ich bin an Bord geblieben, um euch zu zeigen, daß ich mich nicht fürchte. Weigert ihr euch auch nur einen Augenblick, meinen Befehlen nachzukommen, so schieße ich euch auf dem Flecke nieder, und kein Gerichtshof, weder in den Vereinigten Staaten noch in Kanada, wird mir deswegen ein Haar krümmen. Ich bin ein angesehener Schiffsrheder und Getreidehändler, ihr dagegen seid ein paar vagabundirende Strolche, die sich für Seeleute ausgegeben haben, um mich zu ermorden und zu berauben. Erschießt ihr mich, so gilt das als Raubmord, schieße ich euch aber über den Haufen, so ist das gerechte Nothwehr. Ist euch die Sache klar geworden?"

Peter schaute seinen Partner an und öffnete bereits den Mund zu einer Entgegnung, da begann der Kapitän noch einmal in dem ruhigen, gemessenen Tone Jemandes, der die höchste Autorität besitzt: „Ich betreibe gegenwärtig ein kleines spekulatives Geschäft, bei dem ich gerade so ein paar Leute, wie ihr seid, verwenden könnte — Leute, die nicht lange fragen, die einfach thun, was ihnen gesagt wird. Seid ihr einverstanden, so bleibt, und euer Glück ist gemacht; gefällt's euch nicht, so könnt ihr euch von dem Dampfer da vorn wieder an Land setzen lassen."

„Das Reden habt ihr von jeher verstanden," erwiederte Peter, indem er sich den Schädel kratzte. „Aber Ihr seid ein Mensch, Kapitän, dem man nicht trauen kann. Mein Silber habt Ihr mir auch gestohlen."

„Wenig genug war's," antwortete der Kapitän mit einer geringschätzenden Handbewegung, „gar nicht der Rede werth. Ihr könnt das jetzt hundertfach wieder einbringen. Hört also, damit ihr wißt, um was es sich handelt. Der Boden dieser Skau ist angebohrt — mit acht Löchern. Bei der ersten günstigen Gelegenheit wird die Schlepptrosse zum Zerreißen gebracht; darauf wird die Ladung bei Nacht auf der Manitulin-Insel gelöscht und in einen Vorrathsraum geschafft, den ich selbst angelegt habe; schließlich werden die Pflöcke aus den Löchern gezogen und der Kasten sinkt. Auf diese Weise erlange ich die Versicherungssummen für Schiff und Ladung, und das Getreide bleibt mir für die Zeit, wo das Geschäft matt ist. Wollt ihr mir helfen, die Ladung an Land zu schaffen und das Fahrzeug zu versenken, so sollt ihr die Hälfte des Gewinnes zwischen euch theilen. Wollt ihr's nicht, dann seid ihr ein paar Narren und könnt wieder an Land gehen; ich aber suche mir andere Kerle, die besser wissen als ihr, auf welcher Seite das Brod geschmiert ist. Antworte also Jeder für sich: Hiram, machst Du mit?"

„Wer bürgt mir dafür, daß Ihr Euer Wort halten werdet?" fragte Hiram.

„Dummer Teufel," entgegnete der Kapitän in bester Laune, „doch allein schon die Thatsache, daß ihr mich bei den Versicherungsgesellschaften anzeigen würdet, wenn ich's nicht thäte."

Hiram Coffin überlegte sich die Sache einige Minuten in seiner mißtrauischen Seele; endlich trug die Geldgier über seine Rachegelüste den Sieg davon.

„Meinetwegen, ich mache mit," sagte er.

Der Kapitän nickte ihm mit herablassendem Lächeln Beifall und wendete sich nun an Peter.

„Und Du?" fragte er.

„Wenn Hiram mitmacht, bin ich auch dabei," entgegnete dieser.

Während dieser Zeit hatte die „Flora" den Hafen von Milwaukee verlassen, und der Schleppdampfer bugsirte sie hinaus in das offene Wasser.

Für Kapitän Beresford Pierpoint war die Reise durch dieses Binnenmeer und durch die Straße von Mackinaw eine nichts weniger als angenehme; er wagte nicht, sich auch nur eine Minute lang dem Schlafe zu überlassen, und als man endlich in der Gegend von der Manitulin-Insel anlangte, war er erschöpft und arg mitgenommen. Peter und Hiram, die verschiedentlich die Gelegenheit ersahen, einige Worte zu wechseln, waren übrigens zu der Ansicht gekommen, daß es besser und vortheilhafter wäre, ein Stück Geld zu verdienen, als einer unfruchtbaren Rache wegen seinen Hals in Gefahr zu bringen. Diese konnte man ja außerdem immer noch später einmal bei passenderer Gelegenheit ausführen.

In der auf den zweiten Tag der Reise folgenden Nacht erhob sich ein stürmischer Wind aus Norden, der einen dichten kalten Nebel mit sich brachte. Kapitän Beresford erachtete nunmehr die Stunde des Handels für gekommen. Er zog sein Messer und begann still an dem Tau herumzuschneiden, welches die Skau an den Schlepper fesselte. Er trennte hier und da einige Fasern desselben, und bei dem nächsten Windstoß und dem dadurch vermehrten Stampfen und Zerren der Fahrzeuge riß die Trosse schließlich auf anscheinend so natürliche Weise, daß die Bemannung des Dampfers den wahren Ursprung des Unfalls nie erfuhr. Man kreuzte eine Weile durch Nebel und Sturm, um die verlorene Skau wiederzufinden, natürlich ohne Erfolg, denn der Kapitän, der auf dem Wasser hier herum trefflich Bescheid wußte, hatte das Fahrzeug glatt vor dem Winde der Küste zutreiben lassen und dann in einer kleinen sandigen Bucht der Manitulin-Insel gelandet. Man fand hier fünf Männer, welche die „Flora" bereits erwartet hatten; Planken wurden vom Bord des Fahrzeuges bis zum Eingange eines unterirdischen Vorrathsraumes gelegt, die Kornsäcke glitten mit reißender Schnelligkeit an Land und hinab in das Gewölbe, und in wenigen Stunden war das Löschgeschäft beendet, und die „Flora" wieder unter Segel nach der Gegend, wo die Manitulin-Insel in ein Riff von zackigen Klippen ausläuft.

Um die elfte Stunde der stürmischen, theilweise aber mondhell gewordenen Nacht langte die „Flora" auf der Höhe jenes felsigen Ausläufers an. Das einzige an Bord befindliche Boot war klar zum Aussetzen — „falls etwas passiren sollte," wie der Kapitän humoristisch bemerkte. Am Ende des Riffes angekommen, befahl er Peter und Hiram in den Raum hinunter zu gehen. Schon vorher hatte er sie unterrichtet, wie die Pflöcke aus den Bohrlöchern zu entfernen seien; er hatte ihnen erklärt, daß das Wasser nur langsam eindringen könne, so daß sie längst das Deck wieder erreicht haben würden, ehe es auch nur einen Fuß hoch im Raume gestiegen wäre. Noch im letzten Augenblick blieb Peter oben an der Treppe zögernd stehen. Der Kapitän faßte ihn ruhig bei der Schulter, schob ihn, ohne ein heftiges Wort oder gar einen Fluch auszustoßen — wodurch er Peter sehr imponirte — die Stufen hinab und hieß ihn im ruhigsten Tone seine Schuldigkeit thun. Hiram trug die Laterne, und so stiegen Beide in den Raum hinab.

Während die Beiden die Treppe hinabgingen, zog Kapitän Beresford aus seiner Tasche einen Hammer und ein Bündel fünfzölliger Nägel hervor. Es waren gut gearbeitete und sehr starke Nägel, die recht wohl einem starken Druck widerstehen konnten. Er schaute in den Raum hinunter und sah die Männer bei dem ersten Pflock beschäftigt. Er beobachtete sie, bis sie den vierten herausgezogen hatten, dann wandte er sich ab und faßte einen der Nägel fest zwischen Daumen und Zeigefinger.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche später wurde das allgemeinste Mitgefühl der Bewohner von Sarnia durch die Kunde wachgerufen, daß Kapitän Beresford am vergangenen Donnerstag schon wieder eines seiner Fahrzeuge an der Küste der Manitulin-Insel verloren habe. Die beiden Schiffsknechte seien dabei umgekommen, dem Kapitän aber war es gelungen, in der Jolle wenigstens das nackte Leben zu retten.

Es stellte sich bald heraus, daß der sonst so unverwüstliche Kapitän nach diesem letzten Unglücksfall jede Lust verloren hatte, wieder ein Fahrzeug persönlich zu führen. Und so beschränkte er fortan seine Thätigkeit ganz auf das innere Geschäft. Trotz der schweren Heimsuchungen, die er erlitten, gelang es seinem unermüdlichen Fleiße und seiner Umsicht, auch ferner seine zeitlichen Güter in erfreulicher Weise zu vermehren.

Fünf Jahre nach dem geschilderten Ereigniß trat in dem östlichen Theile des nordamerikanischen Kontinentes ein ungewöhnlich heißer und trockener Sommer ein, und so kam es, daß der Wasserstand des Huronsee's ein so niedriger wurde, wie er seit Menschengedenken noch niemals gewesen war.

Seit Jahren schon hatte Kapitän Beresford viel von Schlaflosigkeit zu leiden gehabt, auch das kanadische Fieber hatte ihn nicht verschont, in diesem Sommer aber konnte er seinen Zustand kaum noch ertragen. Auch seine geistige Verfassung schien unter demselben zu leiden. Es war ihm zur Manie geworden, das Fallen des Wassers unabläßig und mit wahrhaft angstvollem Eifer zu beobachten und zu verfolgen, und als die Fluth auch unter das Niveau heruntergegangen war, welches bisher allgemein als das denkbar niedrigste gegolten hatte, da wurde dieses Interesse so krankhaft, daß seine Umgebung sich dadurch auf das Lebhafteste beängstigt fühlte. Endlich stieg seine Aufregung auf eine solche Höhe, daß man für seinen Verstand zu fürchten begann, und obgleich das Fieber ihn sehr schwach und hinfällig gemacht hatte, bestand er darauf, nach langen Jahren zum ersten Mal wieder eine Fahrt auf dem See zu unternehmen. Er miethete eine kleine Dampfyacht und begab sich mit seiner Frau und deren Bruder, einem jungen Arzte, an Bord. Sein Plan war, eine Rundfahrt von mehreren Wochen bis hinauf in den oberen See auszuführen.

Als die Yacht sich der Manitulin-Insel näherte, ließ der Kapitän sich in seinem Stuhle an Deck hinauftragen, denn seine Füße versagten ihm den Dienst. Mit dem Krimstecher vor den Augen erforschte er die Küste seeaufwärts und -abwärts. Nicht weit von dem nördlichen Ausläufer der Insel, in der Nähe der zackig emporragenden Klippen, erschien ein flacher Gegenstand über dem weit zurückgetretenen Wasser, grünlich und verdorrt unter den sengenden Strahlen der Sonne.

„Was ist das dort drüben bei dem Riff, Walter?" fragte der Kapitän den neben ihm stehenden Bruder seiner Frau.

„Ein Wrack, so viel ich erkennen kann," antwortete der junge Mann. „Und zwar das Wrack einer Skau, wie ich jetzt durch das Glas deutlich wahrnehme. Am Heck steht auch noch der Name — warte einmal — ‚Flora von Sarnia' — bei Gott!"

„Bringt mich wieder hinunter," lispelte Kapitän Beresford, kaum noch verständlich. „Es ist vorbei — ich fühl's; laßt mich ruhig sterben. Aber — Walter — schwöre mir — schwöre mir bei Allem, was Dir heilig ist — daß Du ihr — meiner Frau — nie etwas davon verrathen willst!"

Man bettete ihn in seine Koje und bot ihm Erfrischungen; er wies Alles zurück. Als die Nacht herniedersank, verwirrten sich seine Gedanken; er stieß fürchterliche Reden aus und warf sich umher in wilden Phantasien. Um die elfte Stunde der stürmisch gewordenen Nacht starb er.

Der Kapitän wurde in Sarnia begraben; die ganze Elite der Stadt erwies ihm die letzte Ehre, wie es dem Gedächtniß eines so reichen, eines so allgemein geachteten und bewunderten Mannes auch gebührte. Der Schwager aber hatte aus den letzten Reden und Phantasien des nun Verstorbenen entnommen, daß es mit dem Wrack der „Flora" eine geheimnißvolle Bewandtniß haben müsse; sobald als thunlich kehrte er daher mit der Yacht zu der Manitulin-Insel zurück, um unter dem Beistand des Kapitäns des Dampfers das gestrandete Fahrzeug einer näheren Besichtigung zu unterwerfen. In dem flachen Boden desselben entdeckten sie acht Bohrlöcher. Sechs davon waren offen.

Als die beiden Männer aber das Deck der

Skau erkletterten, gewahrten sie, daß die Fallthüre der Luke mittelst starker Nägel zugenagelt war. Man brach sie auf und stieg vorsichtig in den Raum hinab. Von der Getreideladung war nichts zu sehen, am Fuße der Treppe aber lagen zwei fast schon zu Skeletten gewordene Leichen in der Kleidung der Schiffsknechte. Das waren die Ueberreste Peter's und Hiram's. Der Kapitän hatte dieselben augenscheinlich durch das Vernageln der Luke hier eingesperrt, und so mußten sie in dem allmälig höher und höher steigenden Wasser ein schauriges Ende gefunden haben.

Eine Zeitlang blieb das Geheimniß des verstorbenen Kapitäns bewahrt, da der junge Arzt und der Führer der Yacht dasselbe aus Schonung für die bedauernswerthe Wittwe für sich behielten. Allein auch aderen Neugierige untersuchten nach ihnen das Wrack, und so verbreitete sich die Wahrheit mehr und mehr. Heute ist sie in dem ganzen Gebiete der fünf Seen bekannt, und dem Reisenden, der an der Manitulin-Insel vorüberfährt, erzählt man, ohne sich erst lange fragen zu lassen, in der behaglichsten Breite die Geschichte von dem ehrenwerthen, biederen und liebenswürdigen Kapitän Beresford Pierpoint.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Korallenschnur der Königin von Italien. — Königin Margherita besitzt eine Schnur Korallen, die sie weder bei Tag noch bei Nacht ablegt. Hat die Monarchin eine Toilette angelegt, zu welcher dieser Schmuck nicht paßt, so wird die Korallenschnur unsichtbar getragen. An diesen Korallenschmuck knüpft sich folgende Geschichte: Vor mehreren Jahren ging der italienische Kronprinz Viktor Emanuel mit seinem Erzieher in Venedig spazieren. Da sah er in einem Schaufenster Korallen, die ihm außerordentlich gefielen. Er sagte: „Die werde ich meiner Mutter kaufen.“ Sofort trat er ein, fragte nach dem Preis, und als man ihm diesen nannte, meinte er zu dem Geschäftsinhaber: „So viel Geld habe ich nicht, aber ich werde Ihnen einen Vorschlag machen. Ich kaufe einstweilen fünf Korallen; heben Sie mir die anderen auf, und so oft ich mir von meinem Taschengeld etwas erspart habe, schicke ich es Ihnen, und Sie senden mir dafür so viele Korallen als es ausmacht.“ Der Handel ward abgeschlossen, und es bedurfte zweier Jahre, bis der Prinz die Freude haben konnte, seiner Mutter die Schnur zu überreichen. Die Königin war so gerührt, als man ihr die näheren Umstände des Kaufes mittheilte, daß sie zu ihrem Sohne sagte: „Das ist nun das kostbarste Juwel meines gesammten Schmuckes; ich werde es niemals ablegen, denn es soll mich immer an die Zärtlichkeit eines wahrhaft liebenden Sohnes erinnern.“ [Schl.]

Aufrichtigkeit. — Lady Oxford — zu ihrer Zeit die gepriesenste Schönheit Londons — beugte, als sie einst zu Hofe fuhr, sich aus dem Wagenfenster, um zu sehen, warum der Kutscher halte. Plötzlich umfaßten sie zwei kräftige Arme, und ein derber Kuß wurde auf ihre schönen Lippen gedrückt. Der Anblick ihrer Schönheit hatte zu diesem Wagniß einen schmucken Bauernburschen begeistert, der nun triumphirend forteilte und einem Kameraden zurief: „Goddam, ich habe die schönste, die schönste Frau Englands geküßt!“

Als die Lady dieses Abenteuer einem näheren Bekannten erzählte, fragte dieser: „Offenherzig, Gräfin, sind Sie auf den Burschen böse?“

Sie bedachte sich einen Augenblick, lächelte dann und sagte: „Nein!“ [M. L—l.]

Die Kehrseite der Medaille. — Zum Regisseur Stawinsky kam einst der ihm befreundete, später so berühmt gewordene Schauspieler Döring und sagte zu ihm: „Denke Dir, meine Braut hat keine Ahnung vom Klavierspielen.“

„Da solltest Du Dich freuen, lieber Döring! Und Du machst ein so trübseliges Gesicht!“

„Ja, weißt Du,“ entgegnete Döring, „das Schlimme ist eben, daß sie's trotzdem thut!“ [—dn—]

Humoristisches.



Verplappert.

Lieschen: Frau Räthin, meine Madam' läßt Sie bitten, morgen zu einer Tasse Thee zu uns zu kommen.

Räthin: Danke sehr, Lieschen, werde kommen; sagte sie sonst noch etwas?

Lieschen: Nein! Sie meinte nur, endlich müsse sie doch einmal in den sauren Apfel beißen.



Schlechter Trost.

Professorin: Au, au, mich sticht eine Wespe in den Nacken!

Professor (mit eisiger Ruhe): Heil Dir, Eulalia! Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 13:
So lange Du kannst glauben, lieben, hoffen — So lange steht der Himmel vor Dir offen.

Neck-Räthsel.

Führt mich das Wort in seinem Anfang an,
So steht vor Dir der wohlbekannte Mann,
Der als Vertreter gilt seit langer Zeit
Der deutschen Langmuth und Bequemlichkeit.

Doch wenn es deutlich sich statt meiner nennt,
So ist sein Amt, daß es für immer trennt,
Manch' Sommerkind von jener Scholle Land,
Auf welcher es das Glück des Lebens fand.

Auflösung folgt in Nr. 15. [M. Paul.]

Räthsel.

Hund und Katze, Freund und Feind,
Werden stets durch mich vereint;
Wenn man B zum Kopf mir gibt,
Ein' ich innig, was sich liebt. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen aus Nr. 13:

des Akrostichon-Räthsels: 1) Welle, 2) Ostern, 3) Lende, 4) Franke, 5) Glocke, 6) Ameise, 7) Nadel, 8) Greiz, 9) Glied, 10) Oleander, 11) Emente, 12 Traum, 13) Hessen, 14) Ehering (Wolfgang Goethe);
des Homonyms: Scholle.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.